

**Inge Klopfer**

**AUFSTAND  
DER UNTERSCHICHT**

Was auf uns zukommt

| Hoffmann und Campe |

## **Inhalt**

### **Prolog**

Die Bedrohung . . . . . 7

### **1. Kapitel**

Vererbte Armut . . . . . 33

### **2. Kapitel**

Auf der Straße . . . . . 65

### **3. Kapitel**

Im falschen Viertel . . . . . 90

### **Exkurs**

Die Mitte in Angst . . . . . 118

### **4. Kapitel**

Familie in Trümmern . . . . . 151

### **5. Kapitel**

Sortieranstalt Schule . . . . . 179

### **6. Kapitel**

Der letzte Kick . . . . . 212

### **7. Kapitel**

Unter Verlierern . . . . . 239

### **Epilog**

Auf der Suche nach Lösungen . . . . . 275

**Nachwort** . . . . . 293

**Literatur** . . . . . 295

## 1. Kapitel

### Vererbte Armut

**G**eld war bei uns nie ein großes Thema«, sagt Jascha und schaut ins Leere. Wirklich nicht? »Na ja«, meint er nachdenklich. »Wäre es nach meiner Mutter gegangen, hätte es nie ein großes Thema sein sollen. Aber oft gab es deshalb Streit.« Jascha sitzt in einem Internetcafé in Berlin-Charlottenburg. Wer ihn sucht, findet ihn dort. Am späteren Nachmittag oder auch am Abend. Vorher nicht. Denn Jascha schläft meistens bis Mittag. Er hat nichts zu tun, lebt derzeit von Hartz IV. Hier im Internetcafé will niemand etwas von ihm – vom Ladenbesitzer einmal abgesehen, der die Rate für die Streifzüge durch die virtuelle Welt mit 50 Cent für die Stunde festgesetzt hat.

Jascha ist gerade 19 Jahre alt, und man würde ihn nicht älter schätzen. Er ist von mittlerer Größe, leicht untersetzt und sehr kräftig. Irgendwie wirkt er aufgepumpt. »Ich trainiere viel – mit Hanteln«, sagt er und blickt unwillkürlich auf seine Schultern, an seinen nackten Armen herunter und ballt seine Hände zu Fäusten. Die Unterarme sind derzeit mit Pusteln übersät. »Ich geh nicht zum Arzt; deswegen nicht«, setzt er hinzu und winkt ab. Dann lächelt er und schüttelt den Kopf. Bisher sei er weitgehend ohne Ärzte ausgekommen. Ärzte seien etwas für Schwächlinge oder »wenn es einen in einer Prügelei wirklich mies erwischt hat«.

Eigentlich lächelt Jascha fast nie, zieht lieber seine hel-

len Augenbrauen zusammen, um seinem Klein-Jungen-Gesicht ein gewichtigeres Aussehen zu geben. Wenn man sich ausschließlich auf sein Gesicht konzentriert, auf seine blasse, feine Haut mit ein paar wenigen Sommersprossen, die weichen Züge, seine Stupsnase, seine engstehenden wasserblauen Augen – dann kann man erahnen, wie er als kleiner Junge ausgesehen haben mag. Freundlich und offen, wenngleich ein wenig traurig, blässlich und schmal, irgendwie schutzbedürftig. Heute ist das anders. Wenn man ihn als Ganzes vor sich hat, dann ahnt man sofort, dass aus ihm ein unberechenbarer Schläger geworden ist.

Jascha schaut fast immer an seinem Gegenüber vorbei. Blickkontakt vermeidet er tunlichst. In den Kreisen, in denen er über Jahre verkehrt hat und noch verkehrt, gilt der direkte Blick als Provokation. »Wenn mich jemand zu lange angeschaut hat, dann habe ich ihm früher eine reingehauen«, erklärt er. »Und manchmal tue ich es heute noch. Das machen alle.« Wer ihn sieht, glaubt ihm aufs Wort. Die hellblonden Haare trägt er an den Seiten extrem kurz, die Kopfhaut schimmert durch. Über die Kopfmitte läuft von der Stirn bis zum Nacken ein Streifen etwas längerer Haare, die sich zu kräuseln beginnen und die Vermutung nahelegen, dass er Locken hätte, würde er sich die Haare wachsen lassen. Aber er hat sie zu einer Art Bürste geschnitten. Es ist Sommer. Jascha trägt ein dunkles T-Shirt, eine halblange olivfarbene Hose und Turnschuhe. Er ist Deutscher.

Wenn er seine Geschichte erzählt, die so viel von der Normalität so vieler Kinder und Jugendlicher in Deutschland in sich trägt, ist es eine Geschichte aus Deutschlands neuer Unterschicht. Sie beginnt für Jascha beim Geld und bei seiner Mutter. »Als wir klein waren, hat meine Mutter uns immer Geschenke gemacht, zum Geburtstag, zu

Weihnachten, zu Ostern. Auch wenn sie nicht viel Geld hatte. Kleine Geschenke waren das, aber wir alle wussten, dass sie von Herzen kamen«, sagt er, und es klingt ein wenig mechanisch. Geschenke müssen nicht groß sein, sondern von Herzen kommen, sonst sind sie nichts wert – das jedenfalls habe seine Mutter jedes Mal gesagt, wenn es Geschenke gab. Und Jascha hat als Kind ganz fest daran geglaubt. Etwas anderes blieb ihm nicht übrig. Sonst hätte er sich niemals wirklich freuen können über die armseligen Kleinigkeiten, die nichts mit dem zu tun hatten, was er schon als sechs- oder siebenjähriger Knirps auf seinen einsamen Streifzügen durch die Kaufhäuser gesehen und sich sehnlich gewünscht hatte. Auf seine Mutter lässt Jascha bis heute nichts kommen. »Sie hat sich angestrengt für uns fünf Kinder, so gut es eben ging.«

Gut ging es fast nie. Die Sozialämter der Stadt haben der Familie geholfen, wo sie nur konnten. Sie sind über die Jahre zu deren ständigen Begleitern geworden. Sie waren es schon lange vor Jaschas Geburt. Auch Jaschas Mutter kennt es nicht anders. Schon sie wuchs in einer Familie auf, deren Kontakte zum Sozialamt an der Tagesordnung waren. Seine Großeltern, die Eltern seiner Mutter, kamen aus einfachen Verhältnissen. Der Großvater arbeitete auf dem Bau, die Großmutter gar nicht. Beide waren schon in frühem Alter gesundheitlich angeschlagen. Bei der Großmutter war es der Zucker, beim Großvater das Herz, das ihm zu schaffen machte. Phasen längerer Arbeitslosigkeit folgten, irgendwann dann die Erwerbsunfähigkeit. Schon mit Mitte vierzig lebte Jaschas Großvater von der Sozialhilfe. »Meine Großeltern kannten sich mit den Ämtern aus«, sagt Jascha.

Als Jaschas Mutter ihr erstes Kind bekommt, ist sie mit 16 Jahren noch minderjährig. Das Kind ist unehe-

lich. Das Jugendamt ist informiert, so wie immer, wenn die jungen Mütter das achtzehnte Lebensjahr noch nicht vollendet haben. Ihr Freund, gerade 19 Jahre alt, erkennt die Vaterschaft an und bekommt damit das Sorgerecht. Der Konfliktfall mit den Eltern der jungen Mutter ist damit eingetreten. Nicht nur, dass die Eltern über die frühe Schwangerschaft entsetzt sind, die die Tochter zum Abbruch ihrer Berufsausbildung zwingt. Sie sind auch gar nicht damit einverstanden, dass ihr noch minderjähriges Kind, Jaschas Mutter, der elterlichen Wohnung alsbald den Rücken kehrt und mit ihrem Freund zusammenzieht. Halten aber können sie die Tochter nicht. »Meine Großmutter wollte immer das Sorgerecht für uns Kinder haben«, erklärt Jascha, und es schwingt ein wenig Entrüstung mit. Sie habe später sogar einmal versucht, seiner Mutter das Sorgerecht für alle fünf entziehen und auf sich übertragen zu lassen. »Angeblich, weil es mit uns allen immer weiter bergab gegangen ist.« Das jedenfalls habe ihm seine Mutter irgendwann erzählt, als es zwischen ihr und der Großmutter wegen der Kinder wieder einmal zum Eklat gekommen war. Doch schon im Streit um das Sorgerecht für Jaschas großen Bruder Janko hatte die Großmutter das Nachsehen. Der Freund der Tochter war immerhin volljährig. Er hatte seine Ausbildung mehr schlecht als recht beendet. Berufstätig aber war er nicht.

Die Entfernung zwischen Mutter und Tochter wächst. Sie sehen sich immer seltener. Irgendwann bricht der Kontakt ganz ab. Stattdessen hält sich Jaschas Mutter an ihren Onkel, einen Cousin ihres Vaters, der keine Kinder hat und im Berliner Norden wohnt. Mit ihm hat sie sich immer gut verstanden, schon als kleines Kind. Manchmal steckt er ihr etwas zu, ein bisschen Geld – obwohl er selbst nicht viel hat. Die junge Familie kommt ohne Sozialhilfe

nicht über die Runden. Der Freund der Mutter ist von Unternehmen zu Unternehmen getingelt und hat sich die in den achtziger Jahren üblichen Stempel der Firmen geholt, die einzig dazu dienten, nachzuweisen, dass er sich den Vorgaben der Ämter entsprechend beworben hatte. Dass es nie zu wirklichen Bewerbungsgesprächen kam, die Firmen mit der freizügigen Vergabe der Stempel als Bestätigung vermeintlicher Bewerbungsversuche die mehr oder weniger ernsthaft Arbeitssuchenden schnellstmöglich wieder vom Firmengelände auf die Straße entließen, war damals jedermann bekannt.

Und Jaschas Mutter musste mit dem Säugling keinerlei Arbeitsbemühungen nachweisen. Sie hatte ja das Kind. So beginnt schon Jahre vor Jaschas Geburt das Leben der jungen Familie mit staatlicher Unterstützung. Hin und wieder wird der Vater zur GZA herangezogen, zu sogenannter gemeinnütziger zusätzlicher Arbeit, wie es damals in Berlin hieß, ein lockeres Unterfangen, mit dem er sich sogar ein wenig dazuverdient. Beim Wohnungsamt besorgt sich die junge Familie einen Wohnberechtigungsschein, mit dem sie sich bei einer der Wohnungsbaugesellschaften des Landes vorstellt. Beim Sozialamt beantragt sie zusätzlich zu den regulären monatlichen Zahlungen Unterstützung für Möbel, Bekleidung, für Wasch- und Spülmaschine. Natürlich bleibt das Geld immer ein Thema, ein großes, vor allem für Jaschas Mutter, die sich weniger durch die finanzielle Abhängigkeit vom Staat als vielmehr von den Besuchen bei den Ämtern und den vielen Anträgen belastet fühlt. So jedenfalls erzählt es Jascha.

Jaschas Mutter heiratet mit achtzehn und wird wieder schwanger. Ihr zweites Kind ist eine Tochter, Jaschas große Schwester Janina, mit der er heute kaum noch Kontakt hat. Der Anspruch auf Hilfe zum Lebensunterhalt bleibt

Leseprobe aus:

**Inge Kloepfer**

**AUFSTAND  
DER UNTERSCHICHT**

Was auf uns zukommt

301 Seiten

1. Auflage 2008

Copyright © 2008 by Inge Kloepfer

*www.hoca.de*

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gesetzt aus der Palatino PostScript

Printed in Germany

ISBN 978-3-455-50052-3

  
**HOFFMANN  
UNDCAMPE**

---

*Ein Unternehmen der*  
**GANSKE VERLAGSGRUPPE**